

Verlag Bibliothek der Provinz

Elfriede Irrall Olaf Scheuring

UND KÜNDE
ANDEREN
VON SOLCHEM GLÜCK

Vorausschauende Erinnerungen

Elfriede Irrall Olaf Scheuring
UND KÜNDE
ANDEREN
VON SOLCHEM GLÜCK
Vorausschauende Erinnerungen
herausgegeben von Richard Pils
ISBN 978-3-99028-363-9

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26
www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Elfriede Irrall

Fotos: Archiv Irrall-Scheuring,
S. 65, 95, 99, 141 – Helga Lehner

Und es beginnt zu keimen in uns. Das wäre doch Stoff für ein Drehbuch. Die Ideen beginnen zu sprießen. Du schreibst, ich schreibe, wir lesen einander vor – so wie wir es seit Ende der 1970er Jahre machen. Wobei Du damals bereits Deine dramaturgische Befähigung unter Beweis gestellt hast. Während Deines Schauspielstudiums an der Hochschule der Künste in Berlin haben wir unsere Chance der Begegnung bekommen. Spät – aber endlich – sollten wir dem damaligen Rektor, Moritz Milar, Deinen Lyrik-Band zukommen lassen, der seit Februar 2012 in der Bücherwelt ist: „*unerhört das Leben*“.

Moritz Milar hatte mich im Frühsommer 1977 gefragt, ob ich unterrichten möchte. Verblüfft antwortete ich, er wisse doch vermutlich, daß ich bereits seit fünf Jahren dem Theaterbetrieb den Rücken zugekehrt hätte. Ja, erwiderte er, genau das interessiert uns. Das wiederum hatte mich berührt, gab es doch bislang keinerlei Interesse, zum Beispiel seitens der „Medien“, trotz meiner damaligen Prominenz, mich zu fragen, was mich zu diesem Schritt bewogen haben könnte. Jedenfalls erkannte ich durch Moritz Milars Angebot die Chance, mich mit Schauspielkunst auf theoretischer Ebene auseinanderzusetzen, vor allem auch, um die vielen Wege, die zu einer Figur führen können, zu erforschen und mit meinen eigenen, bereits erprobten zu vergleichen. Ich sagte zu und erhielt einen Lehrauftrag für das Wintersemester 1977/78. Unmittelbar nach meiner Zusage rief mich eine Studentin an, um noch vor Beginn der Semesterferien ein Gespräch zu erbitten.

So saß ich eines Sommertages mit einer Gruppe junger Frauen zusammen, die mir ihre Freude kundtun wollten, dass sie die Aussicht hätten, mit mir zu arbeiten und mir den Vorschlag eines „Hexenprojektes“ unterbreiteten. In diesen Jahren war das Thema der Hexen- und Ketzer-

verfolgung dank der wiedererwachten Frauenbewegung mittels vieler Publikationen zugänglich. Einiges hatte ich bereits gelesen, vor allem Jules Michelets „*Die Hexe*“. Allerdings mußte ich die Studentinnen darauf aufmerksam machen, daß ein solches Projekt auf Grund meiner Stundenanzahl nicht zu ermöglichen sei. Ich versprach ihnen, mir hinsichtlich des Rollenstudiums, dem wir uns ab Herbst gemeinsam widmen sollten, etwas zu überlegen, was dem von ihnen gewünschten Thema nahe käme. Mein Vorschlag war schließlich, uns mit der Figur der Jeanne d’Arc auseinanderzusetzen, wie sie uns von unterschiedlichen Dichtern nahegebracht worden ist – Anouilh, Brecht, Schiller, Shaw.

Wir trafen einander am 18. Oktober 1977 in einem Studio der Hochschule, sieben Frauen und ein Mann, die Frauen kannte ich bereits von unserem sommerlichen „Hexen“-Treffen, der junge Mann stellte sich vor: Olaf Scheuring. Noch wußte ich nicht, daß das der Augenblick meiner „Geburt“ war, um einen Gedanken von Madeleine Renaud zu leihen – sie hatte einmal während eines Interviews gesagt: „*Ich wurde geboren, als ich Jean Louis Barrault kennenlernte.*“ Konzentriert auf meinen Lehrauftrag war ich natürlich bemüht, noch andere männliche Studierende des 2. Jahrgangs zu animieren, mein Lehrangebot anzunehmen. Ergebnislos.

Am 5. November notiere ich im Zusammenhang eines Protokolls: „*Olafs Verhalten finde ich angenehm, weil konstruktiv und solidarisch. Ich hebe allerdings Olafs Verhalten deswegen hervor, weil er sich als einziger Mann zu uns ‚getraut‘ hat.*“ Ich wußte noch nicht, daß Du eben ein Mann der anderen Art bist. Da ich meinen Lehrauftrag nicht – wie üblich – für den Einzelunterricht nützte, sondern das gemeinsame Arbeiten in der Gruppe bevorzugte, begegneten wir einander elf Stunden pro Woche. Anfangs

Übungen zur Erweckung der Sinne und dann Arbeit an den jeweiligen Duo-Szenen, auch da waren alle anwesend. „Zusehen ist auch eine Kunst“, hattest Du Anfang dieses Jahrtausends Deinen Volkshochschulkurs genannt, der allerdings potentiell Publikum ansprechen sollte. Daß Dein Verhalten – wie ich es im November 1977 bezeichnet hatte – konstruktiv war, hatte wohl mit Deiner vorangegangenen Gruppenerfahrung in Bremen – Deiner Kindheits- und Jugendstadt – zu tun.

Im Rahmen der evangelischen Kirchengemeinde im Stadtteil Oslebshausen hatte Pfarrer Volkmar Hundhausen in Zusammenarbeit mit der Schauspielerin Till Ehlers eine Theatergruppe initiiert: „Die Spielleute“. Hundhausen war ein außergewöhnlich „ungehorsamer“ Pfarrer mit folgerichtig künstlerischen Neigungen. Viel hast Du mir später von ihm erzählt, auch die Möglichkeit, ihm auf dem pastoralen Weg zu folgen, hattest Du in Erwägung gezogen. Da möchte doch gleich Max Reinhardt zitiert werden – an einer Wand des Reinhardt-Seminars ist in großen Buchstaben zu lesen: *„Denken Sie, daß Sie an dem heutigen Tag einem Orden beigetreten sind und unterwerfen Sie sich seinen Regeln, die zwar unausgesprochen, aber für den Hellhörigen bald erkennbar sein werden.“* Dennoch bin ich froh, daß Du kein Pastor geworden bist, jedoch durch Hundhausen in Deinem Dich so selbstverständlich begleitenden „Ungehorsam“ bestätigt wurdest. Und Reinhardt? Sein Bild mit den ausgebreiteten Armen steht auf Deinem Schreibtisch in unserer Wiener Klause.

Entscheidend wurde für Dich damals in Bremen die Theaterarbeit mit Till Ehlers. Dein Textbuch von Manfred Hausmanns „Der Fischbecker Wandteppich“ gibt Zeugnis davon. Till ermutigte Dich, das Handwerk des Schauspielers zu erlernen. Die Schiffsmaklerlehre hattest

Du ohnehin bereits erfolgreich abgebrochen, hattest Dich entschieden, die Fachhochschulreife für Sozialpädagogik zu erlangen und kämpftest gleichzeitig um Deine Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer. In Deinem Antrag leuchten am Schluß die Zeilen: *„You may say I'm a dreamer, but I'm not the only one. I hope some day you'll join us and the world will live as one.“* Wenn John Lennon diese zwei Sätze singt, klingt in ihnen eine stille Hoffnung mit, die Hoffnung auf eine bessere, glücklichere, friedlichere Zukunft. Auch ich kann diese Hoffnung nicht aufgeben und ich glaube, daß ich mit meiner Kriegsdienstverweigerung uns Menschen ein kleines Stück näher an diese Zukunft einer menschlichen Welt bringen kann.“ Du hast es erreicht – noch nicht „eine menschliche Welt“, jedoch die Sozialpädagogik-Reife und den Ersatzdienst-Status, also erst einmal Arbeit im Altenheim. Und zur Regeneration: „Die Spielleute“. Pastoraler Weg – Sozialpädagogik – Darstellende Kunst – das hat die gleiche Wurzel. So landetest Du an der Hochschule der Künste Berlin im Jahr 1976.

„Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht“ – diese ihre Essay-Sammlung haben uns Christa und Gerhard Wolf im Februar 1986 geschenkt, nachdem sie in Berlin unser Stück *„Liebe ist – Eine Geschichte aus Troia“* gesehen und wir einen gemeinsamen Abend verbracht hatten. Dieses Hölderlin-Zitat flog mir eben zu, während ich an Deinen Aufbruch nach Berlin dachte. In einem Brief an Till schreibst Du im Herbst 1976: *„kannst du dich noch an meine frage erinnern, ob es so etwas wie berliner hinterhof überhaupt noch gäbe? nun, mittlerweile hocke ich in einem zimmerchen, hinterhaus rechts mit blick auf das, was ich mir in meinen vorstellungen von einem solchen nicht denken konnte. die realität übertrifft die erwartungen. immerhin, ich hab hier mein bett, ein brett als schreibttisch und einen stubl. was will*

ich mehr. das leben findet obnehin woanders statt. ich komme gerade von einem langen tag. 13 stunden war ich in der schule, ohne ein einziges mal das gebäude zu verlassen ...“.

Du hast mir später erzählt, daß Du zu Beginn dieses ersten Semesters heimlich in der Hochschule geschlafen hättest, es gab ja immerhin auch Matten und Duschen. Und dann eben dieses erste Untermietzimmer. In der Lübecker Straße in Moabit. Bloß ein paar Schritte entfernt von dem Haus, in dem Tucholsky 1890 in diese Welt gekommen ist. Hat das Dein Interesse an ihm, an seiner Gedankenwelt, an seiner Unbedingtheit noch verstärkt – jedenfalls hast Du ihm an der Hochschule Deine szenische Abschlußarbeit gewidmet.

Gegen Ende des Wintersemesters 1977/78 und somit auch meines Lehrauftrags feierte ich am 18. Februar 1978 meinen 40. Geburtstag. Freundinnen und Freunde aus verschiedenen Lebensbereichen kamen in Dieters und meine Wohngemeinschaft in Wilmersdorf, auch Euch Studierende hatte ich eingeladen. An diesem Abend bekam ich von Dir ein Gedicht geschenkt:

*ich wollte dir wünschen
sonne und schnee
heute war es so herrlich beisammen
so wünsche ich dir
jeden tag einen grund für
ein lächeln
und jeden tag
ein lächeln für dich*

Viele Gedichte sollten folgen, das wußte ich jedoch noch nicht. Und kein Bewußtsein davon, daß wir bereits begonnen hatten, aufeinander zuzugehen. Oder doch? Während dieses Abends, an dem ich mich natürlich

allen Gästen widmen mußte, registrierte ich, daß eine junge Freundin von mir Dich umflirtete, sie war in Deinem Alter – 25.

Vor Beginn der Semesterferien hatten die sieben Studentinnen und Du mir eröffnet, daß Ihr eine Gastprofessur für mich beantragt hättet, damit wir im Sommersemester 1978 an dem Hexen-Projekt arbeiten könnten. Das war eine durchaus freudige Überraschung, zumal dieser selbstbewußten studentischen Initiative wegen. Ja, es war Euch gelungen, wir konnten entwickelnd weiterarbeiten, mit einem sehenswerten Ergebnis Mitte Juli 1978. Und sachte, sachte oder um einen Deiner norddeutschen Lieblingsausdrücke zu verwenden: suhtje, suhtje (sprich: sudsche) tasteten wir aufeinander zu. Am Tag meines Abschieds von der Hochschule bzw. von Euch, die Ihr mir während dieser meiner ersten Lehrererfahrung so viel Vertrauen und künstlerische Impulse geschenkt habt, haben Du und ich uns zum ersten Mal verabredet. Du und ich – Elfriede und Olaf. Etwas von der Poesie Deines Wesens habe ich an jenem Abend erspürt. Wir saßen in einem Wilmersdorfer Lokal – „Passe partout“ – und sprachen erst einmal vorsichtshalber über die künstlerischen Erfahrungen der vergangenen Monate, über Deine Erwartungen im Hinblick auf das Wintersemester 1978/79 und meine Erwartungen im Hinblick auf meine erste Zusammenarbeit mit Michael Haneke für seinen Fernsehfilm „Lemminge“ im Herbst 1978. Und Du fragtest nach dem Befinden meiner Mutter, da ich ein paar Monate zuvor kurz nach Wien fahren mußte und euch den Grund unserer Arbeitsunterbrechung anvertraut hatte, daß nämlich meiner Mutter eine laut ärztlichen Aussagen angeblich lebensverlängernde Krebsoperation bevorstehe; daß Deine Mutter sich nicht mehr auf dieser Welt befand, wußte

ich zu dem Zeitpunkt nicht. Plötzlich führtest Du zwei Finger Deiner rechten Hand an Deine Lippen und hast zart den Rand meines Weinglases gestreichelt – als ich das Glas an meine Lippen führte, war mir als berührte ich Deine Lippen.

Gelegentlich pflegtest Du zu bemerken, Du seist ein Mensch des vorigen Jahrhunderts und damit meinstest Du nicht das zwanzigste. Hat Karl, der mein Vater war, deshalb Dein Interesse geweckt? Als Karl Anfang der 1930er Jahre als Buchhalter im Aschbacher Molkereiverband angestellt war, schrieb er seiner Verlobten Erika, die später meine Mutter werden sollte, nicht nur von den Deputaten, die soundsoviel Milch und Käse und Butter und Eier beinhalteten pro Monat, um dem kargen Gehalt Nahrhaftes hinzuzufügen, sondern auch von seinen Wochenend-Ausflügen zum Benediktinerstift Seitenstetten, die er selbstverständlich per pedes unternahm. Nicht allein deswegen, weil er dem Abt freundschaftlich verbunden war, sondern auch der hervorragenden Klosterküche wegen. Die Gepflogenheit, die Pforte zu öffnen, um jemanden bei Bedarf kostenlos zu beherbergen, hat es Karl ermöglicht, regelmäßige spirituelle Wochenenden im Kloster zu verbringen. 14 km Hinweg und am Tage darauf 14 km Rückweg waren für ihn kein Problem.

Als Du mir über den Weg gelaufen bist, so ca. 45 Jahre später, warst Du ein Fußgänger, der hin und wieder ein Fahrrad benutzte, dem alles suspekt war, was nicht mittels eigener Beinkraft zu bewältigen war, Auto und Flugzeug infolgedessen indiskutabel – viel zu schnell, nicht dem menschlichen Rhythmus angepaßt. Wenigstens den Flugzeug-Gebrauch hatte ich damals bereits beendet. Jahrelang war ich brav geflogen, um dem Zeitgeist zu gehorchen, allerdings stets mit Todesängsten

im Gepäck, bis 1976 – anlässlich eines Fluges von Hamburg nach Berlin – meine Angstphantasien fast die Realitätsstufe erreicht hätten: die plumpe Imitation eines Vogels mußte, kaum daß sie die vorgeschriebene Höhe erreicht hatte, wieder umkehren auf Grund eines vom Kapitän nicht näher erläuterten „Problems“. Meine Angst wurde begleitet von dem Gedanken an die Lächerlichkeit der zu überwindenden Entfernung. Als die Maschine sich dem Hamburger Flughafen näherte, atmete ich erleichtert auf, gleich darauf stockte mir jedoch der Atem wieder, denn unter mir war das Szenario einer Notlandung zu sehen in Form von Rettungs- und Feuerwehrautos. Das Flugzeug stolperte über die Piste und ich war dankbar, vor allem angesichts der Katastrophen-Prophylaxe. Ich hatte das Bedürfnis, daß wir – auf sicherem Boden stehend – irgendein improvisiertes Dankritual zelebrieren, zum Beispiel einander die Hände reichen, einen Kreis bilden – das wäre ein schöner, großer Kreis geworden, denn die Maschine war wochenendbedingt ausgebucht – um in einem Moment der Stille innezuhalten. Meine Idee hatte keine Chance, alle drängten zum Schalter der Fluggesellschaft, um einen Platz für den Abendflug zu bekommen. Sprachlos stand ich abseits und beobachtete das Gedränge und Gezeter, wandte mich ab und fuhr zum Bahnhof.

Der Abschied vom Auto folgte etwas später, Ende der 1970er Jahre und daran hattest Du natürlich inspirierenden Anteil: Neben mir sitzend sagtest Du, ich führe zu schnell – 50 km/h seien im Stadtgebiet erlaubt, belehrte ich – jeden Moment kann ein Kind oder ein alter Mensch oder ein Tier, zuerst verborgen durch die parkenden Autos, die Fahrbahn betreten, dann kannst du nicht mehr entsprechend bremsen, du sitzt in einer Totschlag-Maschine, war Deine gelassene Antwort –;

das gab mir nachhaltig zu denken, um dieses heute so beschwörend gebrauchte Modewort für Dein bereits zu jener Zeit selbstbewußtes Handeln in Anspruch zu nehmen. Erleichternd kam noch hinzu, daß dieser mein letzter PKW eine Sparbüchse war und als er wieder einmal, durch Berlin fahrend, zu stottern begann, suchte ich die nächste Parkmöglichkeit, fuhr mit der U-Bahn – welch Erlebnis – nach Hause, das 1979 unser Moabiter Zuhause war, rief einen Freund an, von dem ich wußte, daß er nicht ausschließlich Soziologe, sondern auch ein autokundiger Bastler war. Auf seine Frage, wieviel ich für das Automobil haben möchte, erwiderte ich: Du sammelst doch so schöne alte Radioapparate, so einen im Holzgehäuse hätte ich gern. Dieses Schmuckstück haben wir immer noch, es steht und sendet inzwischen in Yggdrasil.

Diesen Namen hast Du dem *Anwesen* gegeben, als wir ihm zum ersten Mal begegnet sind. Meinen fragenden Blick gewahrend, hast Du mir eine Ahnung von nordischen Mythen ermöglicht – ich beschränke mich auf das für uns Sichtbare: die Weltenesche und ihre Gefährten, die Eichhörnchen, die als Boten fungieren zwischen den Welten. Hinter diesem Haus, das Du von 1991 bis 2009 durch Deine handwerklichen und schöpferischen Fähigkeiten wieder zum Leben erweckt hast, steht eine große Esche, und Eichhörnchen gibt es auch.

Aber so weit sind wir noch nicht, wir sind erst am Anfang unserer unendlichen Geschichte. Wir erleben unseren ersten gemeinsamen Sommer. Deine erste Mutprobe hast Du bestanden, in der Eisenacher, Deiner zweiten Hinterhofbehausung nun in Schöneberg; nicht meinetwegen bist Du näher gerückt, denn da wußtest Du noch nicht, daß ich bloß ein paar Straßenzüge entfernt war, in der Babelsberger, in einer 200 m² Altbau-

wohnung, wo ich seit acht Jahren mit Dieter und wechselnden Mitbewohnerinnen Wohngemeinschaft übte. In Deinem Zimmerchen konnte bereits ein Mensch sich kaum bewegen. Es roch gut. Du hattest Kräuterbündel aufgehängt. Dein handwerkliches Geschick hatte aus dem undefinierbaren Gestell ein Bett gezaubert – mit unserer phantasievollen Bettstatt in Yggdrasil schließt sich jedenfalls der Kreis – oder ist Spirale die entsprechende Wendung?

Meine Mutprobe folgte kurze Zeit später: unsere erste Reise. Im Zug natürlich, mit Rucksack und Schlafsack und Zelt natürlich, was für Dich selbstverständlich war, für mich hingegen Mühevoll signalisierte. Du weiser, junger Mann hast vermutlich sehr wohl registriert, wie meine Liebe zu Dir meiner Jugendlichkeit auf die Sprünge half. Unser Ziel war erst einmal Rom, für Dich die erste Begegnung mit dieser Stadt, also hatte ich eine Kennenlern-Route zusammengestellt, die Du erfolgreich verweigert hast, alle touristischen Trampelpfade hast Du gemieden, stattdessen verschwiegene Gäßchen bevorzugt, geheimnisvolle Hinterhöfe und die eine oder andere Piazza, wo nur italienische Laute zu hören waren; auf diese Weise vorbereitet, näherten wir uns dem Forum Romanum usw. Die römische Nacht verbrachten wir an der Mauer der Stazione Termini, nebst anderen Deines Alters und für mich eine erstmalige Erfahrung. So viele sollten folgen – zum Beispiel auf Sardinien, unserer nächsten Station.

Kaum in Olbia angekommen, genügte ein Handumdrehen und wir wurden mitgenommen ins Landesinnere, denn wir wollten nicht an den touristisch geprägten Stränden bleiben. Wieder gingen meine Spanisch-Kenntnisse und das verständnisbereite sardische Ohr eine Verbindung ein, die schließlich in eine

überraschende Einladung mündete: in seinem Dorf angelangt, lud uns der freundliche Autofahrer ein, an einem Hochzeitsfest teilzunehmen und schon saßen wir inmitten von fröhlichen Menschen und kommunizierten jenseits von Sprachbarrieren. Als wir schließlich weiterwanderten, folgte ich gerne Deiner Spürnase und half Dir, so gut ich eben konnte, das kleine Zelt aufzuschlagen, ein idyllisches Fleckchen außerhalb des Dorfes hattest Du gefunden.



*Raum ist auch im kleinsten Zelt
für Zwei auf dem Weg zum Wir*

Wir befanden uns in einer Region, wo Jahre zuvor ein sogenannter Bandit durch den Schutz der ländlichen Bevölkerung dem Polizei-Zugriff erfolgreich entgangen war. Er hatte den Reichen genommen und den Armen gegeben. Das wurde uns während des Hochzeitsfestes erzählt und daran hast Du mich erinnert, als ich wegen unserer Rucksack-Habe in Sorge war. Hier beklaut uns niemand, hast Du gesagt. Und so war es. Wenn wir ins

Dorf gingen, um auch einmal etwas Warmes zu essen, merkten wir an einigen Reaktionen, daß die Menschen genau wußten, wo wir unser Zelt hatten; wir wurden auch auf den Bach aufmerksam gemacht, den hattest Du jedoch bereits entdeckt und so hatten wir ein Natur-Bad. Die Dorfbewohner erzählten uns von ihrem Gemeinschaftsgarten und ermunterten uns, uns zu bedienen, wenn wir etwas bräuchten. Wir brauchten diese Atmosphäre vom Ich zum Wir.

Ein langer Weg. Am Beginn unseres Weges viel Gefährdung. Ängste, dieser Liebe nicht gewachsen zu sein. Eine Hürde war zweifellos unser Altersunterschied. Offenbar hatte ich noch nicht genügend Vertrauen in das Wesentliche: daß die Seelen einander begegnen, einander erkennen. 1979/80 war ich keineswegs so reif, um meine tatsächliche oder mitunter angebliche Reife nicht penetrant zu demonstrieren. Merve, meine außergewöhnliche Freundin, hat es auf den Punkt gebracht – als ich wieder einmal zu ihr tobte, um über Dein unmögliches Verhalten zu sprechen, sagte sie schließlich: „*Du bist eben die Größte, das weiß doch jeder, dir kann keiner das Wasser reichen.*“ – Immer noch verständnislos guckte ich sie an: „*Merve, mach dich nicht lustig über mich!*“ – Sie grinste mich liebevoll an und plötzlich fiel bei mir der Groschen: „*Und was soll ich nun tun?*“ fragte ich die konflikttrainierte Freundin, „*er hat sich in sein Zimmer zurückgezogen und die Tür abgesperrt.*“ – „*Zwischendurch muß er ja wohl mal kurz rauskommen, dann stell ihm eine Rose auf den Schreibtisch.*“ – „*Waaas?*“ – „*Ja, was denn sonst, überraschen ist das Zauberwort!*“

Und so war es. Und da ich Dir natürlich erzählt habe, wem wir diese Friedensinitiative zu danken haben, fühltest Du Dich Merve besonders verbunden. Unabhängig von Anna. Denn daß wir Merve anboten, uns einmal in der Woche ihrer damals zweijährigen Tochter

Anna zu widmen, hatte egoistische Motive. Und nebenbei ermöglichten wir der Freundin, die des Existenzminimums wegen in einer Druckerei arbeitete, sich wenigstens an einem Nachmittag und Abend der Vorstufe des Druckens hinzugeben, dem Schreiben. Olaf und ich wechselten uns ab, vom Abholen aus dem Kindergarten über Spiele draußen oder drinnen bis zum gemeinsamen Abendessen und Badezimmerritual und zu Bett bringen. Anna und wir lehrten einander, uns kennenzulernen. Auf diese Weise konnte meine plötzliche Kindersehnsucht etwas umgepolt werden mitsamt ihrem Konfliktpotential, denn dieser erstmalige Wunsch – in meinem inzwischen 42. Jahr –, einem Wesen den Weg in diese Welt zu bahnen, hatte, wie bei unzähligen anderen, den Gedanken-Hintergrund, daß eine Liebe wie die unsere ein geradezu wundersames Kind hervorbringen müsse. Eine fragwürdige These – das war mir durchaus bewußt – jedoch – wer weiß – also dennoch. Deine Abwehr führt zu Tränen bei mir, Tränen bei Dir und beide wissen wir nicht, ob das nun Zusammenbruch oder Aufbruch bedeutet, bis Du es aussprichst: *„Ich weiß, wie sehr du ein Kind wünschst, ich weiß auch um den Druck, unter dem du stehst, aber gerade den Druck halte ich nicht aus, ich bin 26, ich kann für mich den Druck nicht nachvollziehen, außerdem kann ich ein Kind nur denken in Verbindung mit dem Gefühl, das ist mein Kind, vor allem jedoch habe ich Angst, dann von dir nicht mehr genügend geliebt zu werden.“* Plötzlich fügst Du hinzu: *„Wenn es für dich die absolute Erfüllung bedeutet, dann laß es uns versuchen; allerdings werde ich mich dann mit dem Kind auf eine Insel zurückziehen und du bist für die Geldbeschaffung verantwortlich.“* Endlich hatten wir beide wenigstens gelacht – wobei ich gehnt hatte, daß Du imstande wärest, diese Idee in die Tat umzusetzen.



Auch auf einem Friedhof kann man lachen, Berlin 1980

Wir widmeten uns unseren anderen Schwangerschaften. Du gehst schwanger mit der dramaturgischen, szenischen und schauspielerischen Vorbereitung Deiner Eigenarbeit im Hinblick auf Deine „Reifeprüfung“ in der Hochschule der Künste. Tucholsky ist Dein Auserwählter. Ich gehe schwanger mit meiner Mutter. Im Sommer 1977 war ich mit meinem Uher-Tonbandgerät nach Wien gereist, um Gespräche mit ihr aufzunehmen. Der Ausgangspunkt meines Interesses war die Frage: Wie hast du den Kriegsalltag bewältigt? Also bewußt die Frage anders zu stellen, als in der unmittelbaren Nachkriegszeit, wo ich, wie viele meiner Generation wieder und wieder gefragt habe: Wieso konnte das geschehen, wieso habt ihr das und jenes gemacht oder nicht gemacht, und wieder Ausweichen oder Schweigen die Antwort war. 1977 war die Reaktion meiner Mutter zweifelnd: Das interessiere doch niemanden, wie sie diese Zeit erlebt habe, das war doch bei zahllosen Menschen ähnlich. Schließlich konnte ich sie überzeugen,

einen Versuch zu wagen. Diese Gespräche sollten der erste Schritt sein auf dem Weg zu einem Dokumentarfilm in Super 8, den ich mit Erika Trojan, verwitwete Irrall, geborene Zimmermann, gestalten wollte. Erst einmal saßen wir einige Stunden während einiger Tage beisammen, zwischen uns ein Sennheiser Mikrofon, das ihr den Weg aus der Anonymität leicht machte. Mein Fragengerüst benützte sie nur am Anfang, bald schilderte sie Zusammenhänge, Ausgangsbedingungen und Endresultate. Von „*seelischer Müdigkeit*“ spricht sie und setzt den Schlußpunkt mit dem Satz: „*Ich sag heute zum Beispiel manchmal aus Spaß, sollte ich jemals wieder auf die Welt kommen, werd ich sagen: Bitte, keine Kinder mehr. Wir haben sowieso keine Aussicht mehr, eine besser geordnete Männerwelt zu erleben.*“

Nun hatte ich hervorragendes Tonmaterial, das auf Audiokassetten überspielt wurde, jedoch auch abgeschrieben, damit sie sowohl hören als auch lesen kann, wie ihre Lebensgeschichte wirkt. Und sie hat sich gefreut und das war gut so, denn sowohl ihre Offenheit als auch ihre Formulierungsfähigkeit waren beeindruckend. Nun war die Aussicht auf eine gemeinsame Realisierung des Films nicht mehr mit Abwehr verbunden. Da es keine Anzeichen gab, die Endlichkeit unseres irdischen Daseins zu bedenken, wurden die Dreharbeiten in Wien für Sommer 1978 verabredet. Ich fuhr zurück in meine Stadt Berlin, um mich auf den Beginn meiner Hochschulaktivität vorzubereiten. Im März 1978 wurde bei meiner Mutter eine Krebserkrankung im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert. Eine spektakuläre Operation sollte ihr – falls sie sie überlebt – laut Aussage der Ärzte die Chance einer Lebensverlängerung um mindestens fünf bis sechs Jahre ermöglichen. Sie entschied sich dafür, bewältigte die OP, der agie-

rende Chirurg kletterte vermutlich auf der Karriereleiter höher, da ihm möglicherweise gerade noch diese komplizierte Operation für seine Punktezahl gefehlt hatte, und Erika verließ diese Welt nach einem qualvollen halben Jahr, Ende Oktober 1978.

Während der letzten beiden Monate ihres irdischen Lebens war ich in Wien, die Arbeit für Michael Hanekes zweiten Teil seines Fernsehfilms „*Lemminge*“ hatte begonnen. Die Figur, die mir anvertraut worden war, reichte mir für mein Erleben mit meiner Mutter die Hand. Im „*Goldenen Kreuz*“ lag sie in einem kleinen Einzelzimmer und es war mir problemlos gelungen, noch ein Bett dazuzwängen zu lassen, damit meine Schwestern Christa und Erika und ich abwechselnd auch die Nacht bei unserer Mutter verbringen konnten. An meinen dreifreien Tagen war ich ohnehin bei ihr. Sie konnte nicht mehr sprechen, war jedoch bei Bewußtsein. Ich habe ihr vorgelesen, habe ihre Beine massiert, habe von Dir erzählt, ihr gesagt, daß ich versuchen werde, den Film zu realisieren, um über die allzuoft beengenden Familiengrenzen hinaus Kenntnis zu geben, welch außergewöhnliche Frau sie ist. Wir sahen einander an und ihre Augen waren erfüllt von Zuneigung. Es fügte sich, daß ihre drei Töchter in der Stunde ihres endgültigen Abschieds bei ihr waren. Zum ersten Mal habe ich diese Loslösung, diesen Aufbruch ins Unfaßbare erlebt.

Du kamst kurze Zeit später aus Berlin angereist und beide waren wir zum ersten Mal bei einer Krematoriums-Inszenierung anwesend. Es wäre mir ein Bedürfnis gewesen, diese Frau, der ich viel zu verdanken habe, mit einigen vorläufigen Abschiedsworten zu grüßen, was jedoch von der kleinen Restfamilie nicht erwünscht war. Vermutlich war man vor dem Hintergrund dieser Weigerung erleichtert, als ich dann nicht trauervorschrifts-

mäßig gekleidet daherkam. Die Farbe Schwarz war für mich seit jeher keine adäquate Farbantwort auf dieses Ritual, zumal in einem angeblich so katholischen Land, wo doch davon ausgegangen werden kann, daß man aus diesem Jammertal stracks ins Paradies wechselt. So standen wir beide – Olaf und Elfriede – wie bunte Hunde in diesem dunklen Halbkreis, um einen Sarg, in dem angeblich Erika Trojan, verwitwete Irrall, geborene Zimmermann lag und hörten jemanden über diese Frau sprechen, die er nicht gekannt hatte. Dann kam das Harmonium zum bezahlten Einsatz und – ohne dramaturgische Vorwarnung – geschah etwas Unerwartetes: dem Sarg wurde sozusagen der Boden weggezogen und er schwebte abwärts. Du flüsterst mir zu: „*Gebt's jetzt in die Unterwelt?*“ Wir waren uns jedenfalls einig, daß dieser theatralische Versuch etwas rührend Lächerliches hatte.

Als ich drei Jahrzehnte später, ebenfalls in Wien, bei dem zuständigen Bestattungsamt die diversen bürokratischen Erfordernisse zu klären hatte, saß ein erstaunlich angenehmer Beamter mir gegenüber. Meine Frage, ob unsere damalige Vermutung, es solle mittels dieses inszenatorischen Tricks der Eindruck entstehen, wenn schon nicht Unterwelt, dann zumindest schnurstracks ins Feuer, richtig gewesen sei, hat er lächelnd bejaht, denn erst einmal käme der Sarg in den Warteraum, bis dann seine Nummer irgendwann dran ist – bloß innigst zu hoffen, daß das Wesen des Dahingegangenen, dessen Körper nun eine Nummer ist, sich längst woanders befindet. Auf dem Schreibtisch sehe ich das obligate Namensschildchen: „Peter Szmrtics“ – einer Eingebung folgend, frage ich, ob der Name ungarischen Ursprungs sei, ja und nein, antwortet mein freundliches Gegenüber, da gebe es auch slowakische Wurzeln. Und wieder lächelt Herr Szmrtics

mich an und sagt: „*Übersetzt bedeutet es ‚Tod‘.*“ Das überrascht mich nicht und ich ahne, daß es Dich amüsiert.

Zurück zu unseren Schwangerschaften. Dem gewünschten gemeinsamen Nest gingen grundsätzliche Überlegungen und Auseinandersetzungen voraus. Beauvoir – Sartre nacheifern und räumlich getrennt wohnen oder Zweisamkeit üben oder die uns beiden vertraute Lebensform einer Wohngemeinschaft wählen. Gespräche mit einem Freundespaar führten uns schließlich gemeinsam von Wilmersdorf nach Moabit in die Wiciefstraße, nicht weit entfernt von Deinem ersten Untermietzimmer in der Lübecker Straße. Eine Altbauwohnung in einem Haus, das im Geburtsjahr meiner Mutter errichtet worden war – 1910 – und in Dein künftiges Erkerzimmer hätte Dein Hinterhofdomizil zwei Mal gepaßt. Mit dem Hausbesitzer, den wir aus besitzlosen Zusammenhängen kannten, von der Arbeit für Amnesty International und dem Westberliner Chile-Komitee, das ich mit einigen Freunden 1973 gegründet hatte, vereinbarten wir, daß die Miete nicht erhöht würde, wenn wir eigenhändig renovierten. Leicht gesagt, schwer getan – Restaurierung wäre die entsprechendere Bezeichnung.

Nach fünf Monaten konnten wir einziehen und die Ängste, unserer Liebe nicht gewachsen zu sein, kamen mit. Das Verhalten der beiden Freunde, mit denen wir nun Küche und Bad teilten, trug nicht zur Entspannung bei, und wieder war es Merve, die mich lockerte, als ich ihr von den seelsorgerischen Zumutungen in der Wicief vorjammerte, von Freund Axel und seinen zarten Hinweisen auf unseren Altersunterschied, sowie seiner dezenten Prognose, so eine Verbindung könnte nicht von Dauer sein. Originalton Merve: „*Und nu? Vor lauter Schiß, was mal sein könnte, gar nicht erst anfangen? Oder willstest 'ne Liebesversicherung abschließen über soundsoviele*

Jahre? Jetzt bist du glücklich, dann genieß das gefälligst!“ Ach, Merve, nicht von ungefähr hat Olaf Dir ein Gedicht gewidmet.

Als Peter Gente, mit dem Merve bis Mitte der 1970er Jahre verbunden gewesen war, im Februar 2014 diese Welt verlassen hat, wurde ihm „nachgerufen“, was er als Mitbegründer des Merve-Verlags geleistet hatte. Daß Merve zu dem „Mit“ gehörte, und außerdem die Namensspenderin war, wurde nicht wahrgenommen. Als Olaf und ich – gemeinsam mit Ulrike Schluë – 1993 rund um Merve ein Feature für den RIAS realisierten (schon kurios, daß diese zweite Berliner Rundfunkanstalt damals immer noch Rundfunk im amerikanischen Sektor hieß), hatten wir auch viel O-Tonmaterial und so hört man Merves Stimme sagen:

Ich wollte eigentlich keinen Verlag machen, sondern ich war damals mit Hans Peter Gente verheiratet und der wollte auch keinen Verlag machen, aber er hatte bestimmte Vorstellungen von Büchern, die er machen wollte, er wollte bestimmte Bücher machen, er wollte Bücher in Form von Flugblättern, Flugschriften wollte er veröffentlichen und das war eigentlich von Anfang an seine Lieblingsbeschäftigung, also Texte zusammenzustellen, sehr konträre Texte, weil sich für ihn da ein neuer Inhalt ergab durch die Berührung von sehr konträren Erfahrungen; und damit reiste er von einem herkömmlichen Verlag zum nächsten und wurde abgewiesen, weil das natürlich nicht vorstellbar war für traditionelle Verlage, sowas zu publizieren und er jammerte mir die Ohren voll, bis ich dann sagte: also ich verstehe es nicht, wenn du es unbedingt machen willst, dann mach es selber.

Wir schreiben heute den 3. April 2013, aus den Fenstern unserer Wiener Klause schaue ich in Schneeregen-grau und ich denke an den Aufkleber der Initiative zum

Schutz der bedrohten Wälder, den ich zu Beginn des Jahres 2009 auf meinem Notizbuch plazierte habe:

*Stellt Euch vor
es wird
Frühling
und kein Baum
wird mehr
grün!*

Und ich höre im Radio zum wiederholten Mal die absurd anmutenden atomaren Kriegsdrohungen Nord-Koreas. Und in meinem Tagebuch von 1980 lese ich: „... *reggae against racism und die Afghanistan-Krise provoziert einen eventuellen dritten Weltkrieg und mein Bauch führt sein Eigenleben und an die Nieren geht mir alles sowieso...*“. „Leben wär eine prima Alternative“ haben wir damals gelesen, von Maxie Wander. Sie und ihr Mann Fred Wander hatten 1958 das von Enttäuschung und Verdrängung geprägte Wien verlassen in der Hoffnung, einen Zipfel realisierte Utopie in der DDR zu erhaschen. 1977 hat Maxie Wander den Kampf gegen ihre Krebserkrankung aufgeben und diese Welt verlassen müssen. „*Es kommt mir immer mehr darauf an, ein Mensch zu werden als Gegenentwurf zu den Bombenbauern.*“ Schreibt sie auf Seite 196.

Du und ich – wir beide ersehnen einen Utopie-Zipfel, der wesentlich leichter erhascht werden kann. Denn dafür braucht es nur ein paar Menschen, die im selben Boot sitzen wollen, um das gemeinsame Ziel anzusteuern. Eine Theaterarbeit, fern der großen Häuser, nahe den Menschen, denen wir Geschichten erzählen wollen. Ende 1972 hatte ich mich vom Großtheaterbetrieb verabschiedet, trotz oder wegen der Karriere, die ich bis dahin gemacht hatte. Als ich, knapp siebzehnjährig,

meine ersten Schritte auf Stella Kadmons legendärer Kellertheaterbühne „Theater der Courage“ wagte, hatte diese Berufung, die ich seit Kindesbeinen empfand, nichts mit Karrierewünschen zu tun – mit Gleichgesinnten einen Theaterabend zu gestalten, nur darum ging es in meiner Vorstellung. Während meiner erstmaligen Erfahrungen mit Stadttheateralltag in Bonn und in Köln zwischen 1955 und 1959 hatte ich mühsam gelernt, daß es nicht auf solidarische Gemeinsamkeit ankäme, sondern auf Karrierebewußtsein. Diese Einsicht vermittelten mir vor allem die jungen Kollegen; wenn man nicht gewillt ist, auf der Hierarchieleiter hochzuklettern, bekommt man immer wieder Tritte von den Kletterwilligen. Dein Verzicht auf Karriere hat mich beeindruckt und verunsichert zugleich auf Grund unserer so unterschiedlichen Ausgangssituation. Daß mich Karriere nicht mehr interessiert, nachdem ich sie kennengelernt habe, ist nachvollziehbar, bei Dir jedoch kann die diesbezügliche Verführung hinter jeder Ecke warten, zumal Du in der Hochschule umgeben bist von sehnsuchtsvoll auf Karriere hoffenden Studierenden.

Die Frage, ob es wirklich zu diesem gemeinsamen künstlerischen Kind kommen kann, wurde also erst einmal vertagt, da andere Produktionen den Vorrang hatten. Du grübelst, wie Du die amtliche Formulierung „Zulassung zur Reifeprüfung“ umschreiben kannst und kommst zu folgendem Ergebnis: *„testament: ich hinterlasse ihnen meine reife, abzunehmen am 18. Februar im Jahr der behinderten 1981.“* Du arbeitest an Deiner szenischen Produktion rund um Tucholsky und ich an dem Film über meine Mutter. Ohne ihre leibliche Anwesenheit wäre es mir nicht möglich, meinte ich Ende 1978. Daß die Filmidee nun dennoch beginnt, sichtbar zu werden, verdanke ich Dir. Während eindringlicher Gespräche

begann sich die Konzeption zu entwickeln. Dreharbeiten in Wien und in Berlin waren die Folge, wobei auch Du gelegentlich die Kamera geschwungen hast, zum Beispiel, wenn ich mich an der Berliner Mauer entlang radfahrend fortbewege oder in meinem Wiclef-Zimmer den Kopfstand übe, den Du mir beigebracht hast.

Nach der Hochschule ist die Arbeit an dem Dokumentarfilm unsere erste gemeinsame. Wiederum kann ich Dich bei Deinen Tucholsky-Vorbereitungen unterstützen und ich sitze bereits seit geraumer Zeit an meinem S8-Schneidetisch, mache die Geräushebänder, damit ich mit unserer Freundin Ulle in der Filmakademie an den 6-Tellertisch gehen kann, um die musikalischen Fragen zu stellen und zu beantworten. Wenn ich in meinem damaligen Tagebuch die Notiz lese: *„Umspielung, Vormischung – nein, eben nicht, erst Kopie ziehen lassen und dann Vormischung ...“*, rührt mich der beschwörende Gestus, meine autodidaktischen Kenntnisse um mich zu versammeln. Zumindest das Filmband in 8 mm Gold für unerschütterliche Sturheit hätte mir gebührt, pflegtest Du zu sagen. Etwas wesentlich Kostbareres haben wir erhalten: einen Brief von Leo Hurwitz.

Im Rahmen der Berliner Filmfestspiele 1981 hatten wir seinen Film *„Dialogue with a woman departed“* gesehen. Nachdem seine Frau und Mitarbeiterin Peggy Lawson 1971 mit dreiundvierzig Jahren diese Welt verlassen mußte, hat er acht Jahre an diesem Dokumentarfilm gearbeitet, *„ausgelöst durch den Wunsch, die gemeinsame Erfahrung unserer Zeit zu reflektieren.“* Dieses Werk erreichte uns zutiefst und hat uns Mut gemacht bezüglich der von uns gewählten Bildsprache für *„Um's Freiwerden hätte es ja geben sollen“*. In diesem Sinne haben wir Leo Hurwitz geschrieben, uns bedankt, eben auch im Zusammenhang mit unserem eigenen Vorhaben.

ELFRIEDE IRRALL wurde im Februar 1938 in Wien geboren. Sie absolvierte während ihrer Schulzeit eine Ballett-, anschließend eine Schauspielausbildung und begann mit 16 Jahren ihre Theaterarbeit. Wesentliche Stationen waren das Theater in der Josefstadt und das Volkstheater in Wien, sowie Renaissance Theater, Freie Volksbühne und Peter Steins Schaubühne in Berlin.

Ab 1977 Lehrtätigkeit an der Hochschule der Künste in Berlin.

1982 Mitbegründerin von teaterspielwerk: Ein Theater unterwegs, das scheinbar Widersprüchliches wie Publikumsnähe und soziales Engagement mit künstlerischem Anspruch zu verbinden weiß und einen unverwechselbaren Spielstil entwickelte.

Und immer wieder Erlesenes mit Olaf Scheuring.

OLAF SCHEURING, geboren Herbstanfang 1953 in Kiel. Nach dem Abitur an der Fachoberschule für Sozialpädagogik und Sozialökonomie in Bremen diverse Theaterarbeiten in freien Gruppen.

Ab 1976 Studium an der Hochschule der Künste Berlin, Fachbereich Darstellende Kunst.

1982 gründete er teaterspielwerk: Hier tätig als Autor, Dramaturg, Regisseur, Schauspieler und Manager, zuständig auch für Bühne, Licht und Ton.

Letzte Regiearbeiten: „Ulf oder der blaue Traum“ von Juan Carlos Gené (Europäische Erstaufführung); „Lection“ von Friederike Mayröcker (Uraufführung); „Yerma“ von Federico García Lorca; „Ach, wer die Sehnsucht kennt“ nach Goethes „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“; „Abschiede“ von Friederike Mayröcker (Uraufführung); „Nur Kinder, Küche, Kirche“ von Franca Rame und Dario Fo; „Dan“ von Ana Schoretits.

Und immer wieder Theaterarbeit mit Kindern und Jugendlichen.

Im Oktober 2009 hat Olaf Scheuring nach kurzer, schwerer Krankheit diese Welt verlassen. Seine Existenz ist verwandelt und auch die von Elfriede Irrall. Unwandelbar jedoch ist die Gewißheit ihrer Verbundenheit.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien